

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher-Kundschau

Weltgeschichtliche Porträte.

Matthias Gelzer: Julius Caesar. Der Politiker und Staatsmann. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1940.

Nach der Ermordung Caesars läßt Shakespeare die Bürger Roms dem Mitverschworenen Decius Brutus jubelnd danken für die Befreiung von der Tyrannis. Doch als höchstes Lob erschallt es dann: „Er werde Caesar.“ Sieg und Tragik des großen Staatsmannes in der Zeitwende finden in diesem Ruf ihren Ausdruck. Mit schöpferischer Kraft beichleutigt die überragende Persönlichkeit den Wandel der Anschauungen; nach alten Werten gewogen, wird sie verdammt und gibt dennoch der Zukunft ihr Gepräge. Professor Dr. Matthias Gelzer zeigt in seiner nach zwanzigjähriger Pause in neuer erweiterter Auflage erschienenen Schrift über Caesar als Politiker und Staatsmann vorzüglich, wie dessen Handeln und Schicksal nur aus seiner Zeit heraus zu verstehen ist. Rom war über den Gemeindestaat hinausgewachsen zum Weltreich. Dieses konnte seine Einheit nicht mehr im oligarchischen Senatsregiment finden, sondern brauchte eine neue zentrale Kommandogewalt. Die alte Herrenschicht blieb in den Anschauungen des Gemeindestaates gefangen, verbrauchte sich in Luxus und persönlichen Intrigen. Erneuerung war notwendig. Immer muß der revolutionäre Staatsmann hindurchsteuern zwischen Skylla und Charybdis, er darf nicht stecken bleiben im alten Sumpf, nicht fortgeschwemmt werden vom Chaos. Allein, wer den hohen Beruf des Befehlens wahrhaft in sich fühlt, soll am Bestehenden röhren. Gelzer schildert uns so Tiberius Gracchus im edlen Drang den Wirren Vorschub leistend, Catilina nur nach jeder Anderung zu seinen Gunsten begierig, Clodius als rauen Bandenführer, Pompejus auf dem Gipfel der Macht als geistig vom Senatsregiment abhängig bleibenden Imperator. Über allen steht die Gestalt Caesars. Staatsmännisch und sozialpolitisch hochbegabt, läßt er trotz Verquickung mit krassem Machtstreben die staatlichen Belange letztlich die Oberhand behalten. Er hat die Fehler der Vergangenheit erkannt und sieht dennoch seine Aufgabe vielfach in der Erhaltung des Bestehenden. Durch langes Leben in den Provinzen hat er gelernt, Rom nicht mehr als Stadtstaat zu sehen, sondern als Hauptstadt des Reiches. Er erkennt, daß die Provinzialen mit herangezogen werden müßten, die Bürde der Herrschaft zu tragen. Er bleibt dem Adelsregiment durch seine Herkunft verbunden und löst sich dennoch von der römisch-republikanischen Überlieferung. Verlockt von den alten Traditionen der hellenistischen Monarchien läßt er sich in Kleinasien als göttlichen Herrscher feiern und legt damit den Grundstein des römischen Kaisergedankens, der dem Reich den Zusammenhalt gab. Caesar konnte den Bürgerkrieg nicht hindern. Seinen Gegnern war er im Kampf überlegen, nicht nur durch die Gaben des Geistes. Er fühlte sich nicht mehr gebunden an die alten Regeln des politischen Spiels, die diese sich bekämpfenden Herren, Oligarchen und Populare, ja selbst einen Clodius bei verfassungsmäßiger Obstruktion, immer wieder in ihren Bann zogen. Wer zum Außersten entschlossen ist, hat am Start einen großen Vorsprung. Wenigen war bei dem Gedanken eines vollständigen Sieges einer Partei sehr wohl, aber es verstärkte sich schließlich das Gefühl, daß Caesar den Frieden brächte. Dem Sieg folgte der Sturz. Belastet durch seine Vergangenheit, befand sich Caesar im circulus vitiosus; Milde wurde ihm nicht geglaubt, Härte nicht verziehen. Was den Kampfgenossen recht war, wollte den Senatoren nicht gefallen. Gerade die Guten sträubten sich. Sie wollten den Bruch mit der Vergangenheit nicht dulden. Nach Caesars Tod stürzte das Reich wieder in den Bürgerkrieg, aber sein Name wurde zum Symbol von Friede und Einheit für viele Jahrhunderte.

Matthias Gelzer führt uns die Schicksalsbedingtheit vor Augen. Der Wandel war nötig, die Wirren unvermeidlich, die Vereinigung der Macht in einer Hand die einzige Rettung. „Il y a des cas où il faut mettre pour un moment un voile sur la liberté, comme l'on cache les statues des dieux“, sagt Montesquieu. Der Nachwelt wird an den großen Zäsuren in der geschichtlichen Entwicklung das histo-

rische Maß enthüllt. Matthias Gelzer verbindet mit einer anschaulichen Schilderung des caesarischen Zeitalters ein klares Zeichnen der großen Linien. Er lehrt uns den Wert der Gestalten aus ihrem Handeln zu verstehen und beugt sich so mit dem Leser vor dem Genialen, das sich der menschlichen Erkenntnis letztlich entziehen muß.

W. U. v. Hassell.

Pierre Gaxotte: Friedrich der Große. Mit achtzehn Bildtafeln. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach 1940. [Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Hans Dühring.]

Ein erstaunliches Buch liegt da vor uns, erstaunlich in jedem Betracht. Um es gleich vorweg zu nehmen: erstaunlich ist auch die deutsche Gestaltung des französischen Werkes, die gute Übersetzung, der man die Übersetzung zwar anmerkt, aber nie in störender Weise — was gerade bei Übersetzungen aus dem Französischen nicht selbstverständlich ist. Hier haben wir wirklich ein deutsches Buch, was Stil und Sprache betrifft, das darf man schon sagen, wenn auch da und dort ein Vorbehalt gemacht werden kann. Erstaunlich auch, wie der Begründer der preußischen Großmacht, aus der hernach die deutsche Großmacht geworden ist, von einem Franzosen gewürdigt wird. Über ein halbes Jahrhundert lang hat selbst die redlichste Wissenschaft Frankreichs solche deutsche Angelegenheiten, wie es Leben und Werk eines politisch großen Deutschen sind, nicht mehr recht unbefangen darzustellen vermocht; ein für alle Mal blieb die Entwicklung der zwei letzten deutschen Jahrhunderte eine mit allerlei Unlustgefühlen belastete Tatsache. Hier nun sind wir zu fröhlicher Unverfänglichkeit durchgedrungen; auch der deutsche Leser wird da gern mitgehen. Und merkwürdig lebendig wird uns der große König, obgleich sich seine Geschichte sicherlich schulmässig regelrechter und dokumentierter schreiben ließe. Der Verfasser hat einen großen Wurf getan und aus völliger Beherrschung des Stoffes eine durchaus eigenartig persönliche Leistung vollbracht, die ihm nicht leicht einer nachtun wird. Selbstverständlich hat dabei der Franzose sich von gewissen Dingen angezogen gesehen, die den Preußenkönig gerade ihm merkwürdig machen mußten: das Verhältnis zu Voltaire, zu Sprache und Literatur und zur sogenannten Philosophie der Franzosen, zum Franzosentum überhaupt und schließlich auch zu Frankreich. Aber weder vom Nationalgefühl angekränkelte Genugtuung über die Hörigkeit des deutschen Helden gegenüber dem französischen Wesen, noch Belustigung über die Unvollkommenheiten seines französischen Gebahrens verderben uns die Abschnitte, die sich mit der heiklen Angelegenheit befassen. Wir dürfen zufrieden sein, daß sie uns von französischer Seite in so meisterhafter Art dargelegt wird; denn das Geistesleben des deutschen Nationalhelden ist für dessen Landsleute immer anstößig und voll von Rätseln gewesen.

Friedrich der Zweite von Preußen wird noch auf lange hinaus die Geister beschäftigen; so lange es Menschen gibt, denen Europa etwas bedeutet, wird man immer wieder zu dem Manne zurückkehren, der nicht einfach ein Potentat im Zeitalter des Absolutismus, sondern ein Genie in einem an Genies reichen Zeitalter gewesen ist, der als Begründer der — heute darf man das sagen, ohne Widerspruch erwarten zu müssen — beunruhigendsten unter den Großmächten die Aufmerksamkeit in ungewöhnlicher Weise gleichzeitig auf seinen Beitrag zum Geistesleben des Erdteils zieht. Ein Herrscher, der anzieht, verblüfft, der auch abstößt, an dem aber nichts, gar nichts, belanglos erscheint, vielmehr alles wie nie da gewesen anmutet, der dabei der echteste Vertreter eines hervorragenden Fürstenhauses — seines Hauses — und zugleich dessen einziger ganz großer Genius ist, wird uns nicht so bald loslassen. Dieser unermüdliche Mann, dessen Untertanen ihren Kindern zuriesen: er arbeitet auch für dich, der wie ein Großbauer, Unternehmer, Handelsherr sich als der gefürchtete und in allem beschlagene „Chef“ ausweist und immer um sein „Geschäft“ bemüht ist, sachkundig, weitblickig seinem „Personal“ überlegen, dieser Kriegsherr, der bis in die letzten Tage seines krankheitsbeschworenen Greisenalters täglich mit seinen Soldaten übt, der wohl manche Schlacht verlor, aber niemals einen Krieg, dieser wachsame geistige Genießer, der auf wendungsreichen Kriegszügen, zwischen gewagten Angriffen und lebensgefährlichen Rückzügen weder sein Flötenspiel noch seine schöngeistig-poetischen Unternehmungen vergaß, der den ausgedehntesten Briefwechsel führte und die bedeutendsten

Köpfe einer von ihm jahrelang befehdeten Nation für sich zu begeistern wußte, dieser rücksichtslose und listigenreiche Staatsmann, dessen Untertanen, wenn einer von ihnen an fremdes Gestade verschlagen wurde, um ihres Königs willen wie Wunder bestaunt und beglückwünscht wurden — wie sollte sich das geschichtliche Denken von ihm losmachen, ja nur auf die Auskunft verfallen können, daß man ihn nun endlich kenne? Und je mehr die deutsche Entwicklung ihn hinter sich zu lassen scheint, desto unwiderrücklicher treibt es den Betrachter, auch neuestes und unerwartetes Erlebnis der Zeit irgendwie im Werk des Großen begründet zu sehen und mit fridericanischem Maße zu messen. Auch Gaxottes Buch läßt Wünsche unbefriedigt. Wenn aber einer kommt, diese Lücken auszufüllen — es wird diesmal wieder ein Deutscher sein müssen, denk ich — wird Friedrichs Unsehen nur noch weiter wachsen.

Nicht übersehen dürfen wir den großen Anteil, den die Gestalt des Vaters an der Lebensbeschreibung des Sohnes hat. Gaxottes Buch umfaßt fünfhundert Seiten; beinahe die Hälfte davon gehört dem Leben des Kronprinzen. Nicht schön bekanntlich, sondern erschreckend, anstößig und peinlich, ein einziges großes Ärgernis, ist, was es über das Verhältnis dieses Vaters zu diesem Sohn, über den rohen, trunksgütigen, geizigen, verschrobenen Alten und sein lärmendes Familienleben zu berichten gibt. Unser Historiker schenkt uns nichts, wir müssen hindurch. Nur so aber auch sind wir dann wirklich hindurch. Nicht umsonst lautet der Titel des zur Zeit beliebten und geschätzten Buches von Jochen Klepper über König Friedrich Wilhelm den Ersten, einer für die Allgemeinheit geschriebenen Rehabilitation, die auf die Rehabilitation durch die Wissenschaft folgt, einfach: *Der Vater.*

Eduard Blocher.

Mary Lavater-Sloman: Katharina und die russische Seele. Morgarten-Verlag, Zürich 1941.

Dieses Buch ist nicht eine romanisierte Biographie, sondern eine auf Quellenstudium beruhende historische Darstellung des Lebens der genialsten Frau, die in der Geschichte aufgetreten ist. Das zeigen die ersten Kapitel, welche die russische Geschichte vor Katharina in der Art geben, wie es in einem zusammendrängenden historischen Werke geschehen müßte. In den Hauptpartien des Buches kommt dann das darstellerische Talent der Verfasserin ebenso gut zur Geltung wie in ihren früheren Büchern über Henri Meister und Johann Kaspar Lavater. Und zwar wird diese Erzählergabe vor recht unterschiedliche Aufgaben gestellt. Da gibt's Schilderungen aus dem der Autorin durch Erfahrung bekannten russischen Leben, welche an diejenigen Peter Krapotkins erinnern. Es gibt herrliche Landschaftsschilderungen, die aber nicht für sich da sind, sondern zu den Vorgängen in ersichtlicher Beziehung stehen. Natürlich war eine große Anzahl von Menschen zu charakterisieren. Am meisten zieht die Hauptperson an, die große Zarin selber. Es ist fesselnd zu verfolgen, wie ein in relativ kleinen Lebensumständen erwachsener Mensch sich in einem wahrhaft gefahrvollen Dasein behauptet und bald das Leben meistern lernt; wie er unter dem Einfluß der Umstände zwar nicht seinen Charakter, wohl aber seine Maximen ändert. Will man sich die vorurteilsfreie liebenswürdige Persönlichkeit der Zarin vergegenwärtigen, so erinnere man sich an ihren Ausspruch: „Freiheit, du Seele aller Dinge, ohne dich ist alles tot“, ein Satz, den Katharina in privaten Beziehungen stets zur Geltung brachte, im Politischen allmählich zu verleugnen gezwungen wurde. Und man überdenke die von der Zarin aufgestellten Grundsätze der Erziehung, die wir auf Seite 411 des Buches vorgelegt bekommen. Aber wie gesagt: die Umstände zwangen der Kaiserin Manches auf, gegen das sie selber Bedenken hegte. Aber da galt denn der Satz, den wir auf der Seite 426 lesen: „In den Angelegenheiten der Politik muß man sich entweder von den Grundsätzen der Gerechtigkeit oder vom Interesse leiten lassen. Hierüber gilt es eine klare Entscheidung zu treffen“. Daß jenes nicht möglich sei, mußte sie mit der Zeit einsehen, und sie hat danach gehandelt, obwohl es ihr z. B. ohne Zweifel peinlich war, in Nachbarstaaten wie Polen und Schweden die Beförderer der Unordnung zu unterstützen und schließlich sogar zur Vernichtung Polens zu schreiten. — Daß Katharina ein Mensch von vollsaftiger Sinnlichkeit war, ist bekannt. Vieles, was darüber behauptet worden ist, hält Mary Lavater für Verleumdung, sicherlich mit Recht. Übrigens wird sich die Welt

schließlich doch an die Einsicht gewöhnen müssen, daß Persönlichkeiten mit ungewöhnlichen Gaben der Intelligenz und des Willens selten zu aller Art von Abstinenz neigen. Ergötzlich ist es zu sehen, wie die Kaiserin mit ihren einstigen Liebhabern verfuhr: sie benahm sich gegen keinen eigentlich schnöde, aber sie wurden ihr meistens so gleichgültig wie dem Herrn Geheimrat Goethe — nach der Schilderung Thomas Manns — schließlich Frau Charlotte Kestner geworden sein muß. — Es können hier nicht all die Menschen genannt werden, denen Mary Lavaters Gabe der Darstellung zugute kommt. Besonders trefflich gelingen ihr „russische Charaktere“ wie Gregor Orloff und Potemkin, der erheblich mehr war als nur der Dekorateur der nach ihm benannten Dörfer. Aber auch Andre werden lebendig: so Friedrich der Große, der immer wieder im Hintergrund auftaucht, des öfteren in der Rolle eines Heiratsvermittlers. Ferner sein Bruder Heinrich, der biedere Schläuling Joseph II., Diderot der Enzyklopädist, der mit seinen halb bürgerlichen Manieren am Barenhof eine sonderbare Rolle spielte, Stanislaus Poniatowski, den Katharina auf den Thron von Polen setzte und wieder herunterbeförderte. Nicht zu vergessen die beiden Unglücksmenschen auf dem russischen Throne: Peter III., Katharinas Gemahl und Paul I., ihr Sohn, die beide von Mörderhand starben — zum Glück für das Staatswesen. Für uns Schweizer ist es besonders anziehend, Frédéric César Laharpe, den späteren helvetischen Staatsmann, in seiner Tätigkeit als Erzieher des Enkels der Kaiserin, des späteren Alexander I., zu verfolgen; den Mann also, der mit Bewilligung der Selbstherrin seinen Schüler mit freiheitlichen Ideen erfüllte, sich aber schließlich um seine Stelle brachte, weil er in allzu weit getriebener Moralität den völligen Bruch zwischen Paul und seinem Sohn Alexander verhindern wollte, der hätte eintreten müssen, wenn es Katharina gelungen wäre, den ohne Zweifel geisteskranken Paul von der Thronfolge auszuschließen.

Mary Lavater hat ihrem Buche den Titel gegeben: *Katharina und die russische Seele*. Das läßt an das Buch von Walter Schubart: „Europa und die Seele des Ostens“ denken, das im Jahre 1940 in dieser Zeitschrift besprochen und im Novemberheft des letzten Jahres wieder erwähnt worden ist (*). Die Ähnlichkeit der beiden Bücher erstreckt sich nicht bloß auf den Titel: vielmehr teilt die Autorin der Biographie Schubarts Vorliebe für das russische Volk, ist mit diesem der Überzeugung, daß da Kräfte schlummern, die der Welt einmal zugute kommen können. Allein es handelt sich hier doch um Katharina II., welche, das Werk Peters des Großen geschickter und mit milderer Hand fortsetzend, Russland, entgegen dem Willen des Altrussentums, mit dem Westen in Beziehung brachte. Die Verfasserin legt dar, daß Katharina für das Eigentümliche der russischen Seele Verständnis hatte, diesem auch Berechtigten in der Welt Geltung verschaffen wollte. Wir müssen uns mit Anführung einer Stelle begnügen, die das illustrieren mag. Auf Seite 419 lesen wir: „Der im Göttlichen ruhende, naturnahe Charakter des Slaven erschien ihr in den wichtigsten Belangen als der heimlich überlegene über den germanisch-romanischen Typus des hochgeistigen, tatenfrohen, aber erbaulich fort schreitenden Westens“. Ich frage mich, ob die Autorin hier nicht etwas übertrieben habe.

Ein ausschlußreiches farbiges Buch, das man von der ersten bis zur letzten Seite mit Spannung liest. Und der Morganaten-Verlag in Zürich hat wahrlich auch das Seine dazu getan. Schöne Reproduktionen einer größeren Zahl von Porträts, eine Karte und eine genealogische Tafel helfen dem Leser dazu, sich das im Texte Gesagte zu vergegenwärtigen. Hans Käeslin.

Erich Eyk: Bismarck, Leben und Werk. Erster Band. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach 1941.

Eine neue Darstellung des Lebens und Werkes des Fürsten Bismarck muß im historisch interessierten Publikum große Aufmerksamkeit erregen. In dem nun vorliegenden, die Jahre 1815—1864 umfassenden, ersten Band seiner Biographie des Reichsgründers versteht es Dr. Erich Eyk auch glänzend, seine Leser zu fesseln. Vorzüglich ruft er den Eindruck wach, den Bismarck in der ersten Hälfte seines Lebens auf den größten Teil seiner Zeitgenossen und vor allem auf seine

*) Vergl. Februarheft 1940, Seite 679/682 und Novemberheft 1941, S. 400.

Gegner gemacht haben muß. Als Junker und Reaktionär von skrupellosem Machtwillen erfüllt, in seinen Plänen und Anschauungen vorwiegend von persönlichem Ehrgeiz bestimmt, läßt uns Eich Bismarck aus diesem Buch entgegentreten. Viele studentisch burschikose, satirische, von beißender Ironie, Selbstironie, Witz und Spott erfüllte Zitate aus seinen Briefen und Reden verstärken den Eindruck eines höchstens vor sich selbst und vielleicht seinem König Achtung habenden Mannes. Ob Eich zwischen den Zeilen dem Verdacht Raum gibt, die Bismarcks hätten 1813 in den Befreiungskriegen ihre Schuldigkeit nicht getan — tatsächlich sind drei gefallen, vier mit dem Eisernen Kreuz zurückgekehrt —, ob Eich erstaunt das Fehlen dieses Ultrareaktionärs in der Aktionärliste der Kreuzzeitung feststellt, oder gar dem frankfurter Gesandten das Verständnis für Wissenschaft und Kunst, Forschung und Philosophie bestreitet, ob dem Abgeordneten und Staatsmann jedes rechtliche Denken abgesprochen oder die Aufrichtigkeit der Briefe an Braut und Gattin in Zweifel gezogen wird, immer erreicht es der Autor, uns Bismarck als die dämonische, unruhebringende Persönlichkeit zu zeigen, die er für seine Feinde und viele seiner Freunde damals verkörperte. Es muß jedoch fraglich erscheinen, ob diese Auffassung der komplexen Gestalt Bismarcks gerecht wird. Eine große Zahl auch richtiger Steine ergeben immer wieder nur einen Steinhaufen, erst mit ihrer Vollständigkeit wird der Brückenbau möglich. Sicherlich ist das Wesen Bismarcks nicht auf eine einfache Formel zu bringen. Schon ein Blick auf die zahlreichen guten Porträtreproduktionen, die der Verlag dem Buche beigegeben hat, kann darüber belehren. Als preußischer Ministerpräsident hat Bismarck einmal gesagt: „Faust klagt über zwei Seelen in seiner Brust, ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken, es geht da zu wie in einer Republik. Das meiste, was sie sagen, teile ich mit. Es sind aber ganze Provinzen, in die ich nie einen Menschen werde hineinsehen lassen“. Manches, was der Mitwelt verschlossen bleiben mußte, kann die Nachwelt aber in Kenntnis der gesamten Vorgänge und des reichlichen erforschten Materials wohl begreifen. Wenn Eich den Grund der Entwicklung vom „Tollen Bismarck“ und Abgeordneten der äußersten Rechten zum preußisch-deutschen Staatsmann nur in persönlichem Ehrgeiz und Machtgier findet, so muß bei den Lesern vor diesem Wandel das gleiche staunende Unverständnis bestehen bleiben, wie es die Zeitgenossen erfüllt haben mag. Dann kann keine Verbindung gefunden werden zwischen dem skeptischen Spötter und dem gläubigen Christen, zwischen der reichen Gefühlswelt des Landedelmannes und Gatten und dem kühlen Verstand des politischen Schachspielers.

Eich betrachtet die bismarckische Reichsgründung aus dem Blickfeld des „freiheitlich gesinnten deutschen Bürgertums, das seine Herrschaftsansprüche zu Gunsten des von Bismarck geführten und repräsentierten Junkertums aufgab“. Dieser Gesichtspunkt ist schon maßgebend für die Schilderung der Ereignisse bis 1864, und Eich bedauert, daß die Geschichte diesen Verlauf nahm. Es ist jedoch immer sehr zweifelhaft geblieben, ob der theoretisierende, unpraktische deutsche Liberalismus von 1848 die geeignete Basis für die Gründung eines neuen Reiches bilden konnte. Die Welt gestaltet sich in den Köpfen der Dichter und Denker sehr viel schneller und einfacher als sich das in langsamem Entwicklung aufbauende Gemeinschaftsleben verändern kann. Dieses darf nicht die Bindungen mit der Vergangenheit einfach zerschneiden. Ein parlamentarisches Regime läßt sich schon gar nicht aus dem Boden stampfen. Wenn Eich Junkertum und Reaktionäre polemisch mit den Hoflieferanten auf eine Stufe stellt und als das Ewiggestrige verurteilt, so vermisst man auf der Gegenseite eine Zusammenstellung der Werte und Möglichkeiten, die der Liberalismus damals verkörperte. Bei solcher Zusammenstellung würde sich dann allerdings auch das an die Rückschüsse des Fortschrittes geklammerte Kommunistische Manifest von 1848 finden, das mit seinem Ruf zur Weltrevolution die retardierenden Momente in der Erscheinung Flucht anders zu beleuchten geeignet ist. Wohl war das aufsteigende Bürgertum im preußischen Landtag durch geistig hochstehende Männer wie Sybel, Birchow und Gneist vertreten, aber es wußte nicht, wie bald die Zeit kommen sollte, da es dem Zauberlehrling gleich die gerufenen Geister nicht mehr meistern können würde. Viel weniger wie in den Einzelstaaten konnte aber im gesamten Bundesgebiet ein Nationalparlament mit einem Schlag an die Stelle der Monarchien treten. In seinem 1836 veröffentlichten „Politischen Gespräch“ sagt Ranke: „Ich halte dafür, die echte Po-

litik muß historische Grundlagen haben, auf Beobachtung der mächtigen in sich selbst zu namhafter Entwicklung gediehenen Staaten beruhen". Daz̄ die deutsche Einheit nur über ein starkes Preußen geschaffen werden konnte, hat auch der Liberalismus bald anerennen müssen. Von Bismarck ist dieser Weg beschritten worden. Er konnte nur gegangen werden auf Kosten des Deutschen Bundes. In der Bundespolitik war die Weste keines der Mitgliedstaaten ganz rein, wie es wohl in solcher, den Verhältnissen nicht mehr Rechnung tragenden Institution unvermeidbar ist. Preußen aber als schwarzes Schaf zu schildern, nun da es unter Bismarcks Führung einem großen Ziel zustrebend die letzten Konsequenzen zog, ist nicht berechtigt. Eich zitiert in seiner 1938 erschienenen Biographie von Gladstone die Worte des liberalen Gelehrten Lord Acton: „Die Prinzipien der öffentlichen Moral sind eben so bestimmt wie die der Moral des Privatlebens, aber sie sind nicht die gleichen“. Anerkennt man diesen Satz, so fällt es schwer, der scharfen moralischen Ablehnung zu folgen, mit der Eich der Politik Bismarcks gegenübersteht. Der Streitpunkt in der deutschen Politik war ähnlich wie in der preußischen Innenpolitik nicht so sehr die Frage, ob ein Reich geschaffen werden solle bzw. ob die Rechte der Monarchie mehr oder weniger durch die Verfassung zu beschränken seien, sondern es handelte sich darum, wer die Reform macht. Eich schildert uns klar und fasslich die Debatten des Landtages um die Periodizität und Lückentheorie; er erörtert anregend alle persönlichen Kontroversen; wir erhalten ein farbiges Bild der Auseinandersetzung zwischen den frankfurter Gesandten. Entscheidend sind aber immer wieder nicht die subtilen Rechtsfragen und Vorrangsprobleme, sondern der Kampf um die Führung im Umschwung. In Preußen blieb die Sorge, daß der „Linken“ der Appetit beim Essen kommen könnte, in der Reichspolitik neben dem Kampf um die Souveränitätsambitionen der Fürsten, der Gedanke, daß der geistig von der Französischen Revolution und dem Liberalismus angefachte nationale Wille der Völker alle Bindungen eines zweitmäßigen Zusammenlebens der Staaten einreißen würde, maßgebend. Bismarck hat das Steuer fest gepackt, und so konnte der Sturm das preußische und deutsche Schiff nicht zerstören, sondern mußte es in den Hafen der Einheit treiben.

Eich endet den ersten Band mit dem dänischen Krieg von 1864. Dieser kann unter drei Beziehungen als ein Angelpunkt im Leben und Werk Bismarcks betrachtet werden: Die Vorbereitung und Lösung der schleswig-holsteinischen Frage haben immer zu den Meisterwerken bismarckischer Diplomatie gehört. Der Krieg verdeutlicht aber auch vorzüglich, wie im Gegensatz zum österreichischen Kampf um die Lombardie 1859 hier die preußischen und deutschen Interessen Hand in Hand gingen. Er zeigt schließlich in der Erinnerung an die vergeblichen Versuche der Frankfurter Nationalversammlung, die Rechte der deutschen Gebiete gegen Englands und Russlands Druck zu wahren, daß die Gründung eines starken deutschen Reiches an Stelle des in inneren Zwistigkeiten sich verzehrenden Bundes nicht nur freudige Aufnahme in der Welt finden konnte, und daher von Anbeginn an den Rückhalt in preußischer Macht dringend benötigte.

Wolfgang v. Hassell.

Nationale Schriften.

Schweizergeschichte für die Jugend.

Elternhaus und Schule mühen sich gemeinsam um eine sorgfältige Ausrüstung der Jugend fürs Leben. Dazu gehört unbedingt auch, daß der junge Mensch die Geschichte des Volkes kennen lernt, in das er hineingeboren wurde und dem er mit seiner Arbeit und seinem ganzen Wesen zu dienen bestimmt ist. In den letzten Jahren ist dieses Stück der Erziehung wieder stärker als früher erkannt worden, und es sind auch Bücher erschienen, die auf diesem Gebiet dienen wollen.

Es ist kein leichtes Unternehmen, eine Schweizergeschichte für die Jugend zu schaffen, weil ein solches Werk bereits mit Vorurteilen belastet ist. Der junge Mensch will wohl belehrt werden, er ist in der Regel zugänglich für jede Erweiterung seines Wissens- und Erfahrungskreises; aber er lehnt das Schulbuch für die Freizeit ab. Der Band: *Dein Vaterland*, von P. Bertrand und P. Robert. Verlag A. Frände A.-G., Bern 1941, zerstört schon durch sein Großformat und seine übrige äußere Ausstattung das Odium des Schulbuches. Die reichhaltigen Textzeichnun-

gen kommen dem Bedürfnis der Jugend nach Veranschaulichung weitgehend entgegen. In neun Vielseitbendrucken zieht an den Buben und Mädchen das bunte Leben ihrer Vorfahren vom Schwur auf dem Rütli bis zum Soldatenaufmarsch im 19. Jahrhundert vorüber.

Der junge Leser erfährt in großen Zügen die Geschichte seiner Heimat. Die Sprache ist bewegt und einsach. In kurzen Sätzen werden die bedeutenden Ereignisse berichtet, und durch diesen knappen Stil, der stellenweise sogar lapidar wirkt, gewinnen sie an Lebendigkeit. Trotz dem kleinen Raum, auf den sich die Verfasser, wohl im Hinblick auf ihre jungen Leser beschränkt haben, hat auch die Kulturgeschichte gebührende Berücksichtigung erfahren. Sehr erfreulich ist es zum Beispiel, daß unsere Jugend hier einmal etwas von der Entstehung der Schweizerfahne erfährt, von der der Schulunterricht leider meistens nichts sagt. Allerdings wird andererseits manches nur angedeutet, was der junge Leser, dem die Schweizergeschichte eben noch neu ist, nicht ohne weiteres versteht. Die Namen Pestalozzi, Wellenberg und Pater Girard sagen z. B. dem Ueingeweihten nichts, wenn er bloß liest, daß „jedem Kind... die Bildung zugänglich wird dank dem wunderbaren Werke jener liebevollen Erzieher“. Aber vielleicht regen solche Andeutungen manchen jungen Schweizer zu vertiefterem Studium der vaterländischen Geschichte an. Jedenfalls wird das schön ausgestattete Buch die Liebe zur Heimat fördern helfen.

Auf breitere Basis stellt Johannes Jegerlehner seine Schweizergeschichte: **Die Geschichte der Schweiz. Der Jugend erzählt von Johannes Jegerlehner. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1941.**

Sie ist ein vorzügliches kleines Werk, welches unsrer Jugend die Augen öffnen will für all das, was unsrer Heimat ihr besonderes Gepräge verleiht. Die Leser hören vom Erwerb der Rütliwiese, auf der die meisten von ihnen schon gestanden sind. Sie erfahren bei gegebenen Gelegenheiten von den Stücken, die in unsren Museen von vergangenen Tagen zeugen.

Sage und Anecdote werden reichlich beigezogen, um das Buch recht lebendig zu gestalten. In diesen Fällen, wie auch da, wo der Verfasser erfreulicherweise die Chronisten reden läßt, weist er durch die Ausdrücke „es heißt“, „man will gehört haben“ u. a. m. diesen Berichten ihren Platz neben der Historie zu. Jegerlehner macht auch bereits die jungen Leser auf den relativen Wert chronistischer Überlieferung aufmerksam, indem er eine zeitgenössische Charakteristik Karls des Rünen als „wohl etwas schönfärberisch“ bezeichnet.

Die Darstellung genügt auch dem Bedürfnis des jungen Menschen nach Heldenverehrung. Ein prachtvolles Bild hat der Verfasser z. B. von General Dufour gezeichnet, als dem Manne, der sein großes militärisches Können mit weiser Mäßigung verband und damit beiden Parteien des gespaltenen Vaterlandes unschätzbare Dienste leistete.

Wenn die junge Generation Jegerlehners schönes Buch, das von Franz Schöch in würdiger Weise bis auf die neueste Zeit weitergeführt wurde, aufmerksam liest und das gut ausgewählte Bildermaterial in sich aufnimmt, ist eine solide Basis für weitere staatsbürgerliche Ausbildung gelegt.

Alfred Stüdelberger: Der Bundesbrief und die Schweizer Schule. Gotthelf-Verlag, Zürich-Leipzig 1941.

Wenn die 650-Jahrfeier unsrer Eidgenossenschaft in jedem Bürger die Frage geweckt hat: was kann das Land von mir persönlich verlangen? was habe ich zu geben? und wenn diese Frage mit einem neuen Einsatz der Persönlichkeit beantwortet wurde, so hat sie wahrlich ihren Zweck erfüllt. Dr. A. Stüdelberger ist einer von denen, die den Appell vernommen haben, und nun leitet er ihn weiter an seine Berufsgenossen: die schweizerischen Lehrer. Der Bundesbrief, die Grundlage für den Dreiländerbund, kann der modernen Schule Wegleitung geben; die wenigen, markigen Sätze, die zur Begründung und Aufrechterhaltung der Bundesgemeinschaft vor 650 Jahren als notwendig erachtet wurden, umreissen auch das oberste Ziel der Schule: die Erziehung zur Gemeinschaft. Der Verfasser geht davon aus, daß die Schule ihrer Arbeit das Einleitungswort des Bundesbriefes „Im Namen des Herrn, Amen“ bewußt voranstellen muß, wenn sie fruchtbare Arbeit für Volk und Land leisten will, und daß sie dies auch im Einklang mit Art. 27

der Bundesverfassung, der die konfessionelle Freiheit der Schule garantiert, sehr wohl tun kann. Schritt für Schritt erläutert Stückelberger die Bestimmungen des Bundesbriesses für das Gebiet der Schule und gibt dem Erzieher wertvolle Winke und Anregungen für seine Arbeit.

Möge das Bändchen in seinem gediegenen Gewande Zugang finden zu möglichst vielen, denen junge Menschen zur Erziehung anvertraut sind.

Anice nieder Helvetier! Pestalozzi-Worte, ausgewählt von Dr. Karl Würzburger.
Zwingli-Verlag, Zürich 1941.

Uns Menschen einer Zeit, die von Ereignis zu Ereignis drängt, geht vielfach die Muße verloren. Es ist denn auch bezeichnend, daß gerade in den letzten Jahren eine Reihe schmaler Bändchen auf dem Büchermarkt erschienen sind, die Aussprüche großer Männer in Auswahl enthalten. Wer die innere Ruhe und Sammlung zu eingehender Lektüre größerer Werke nicht finden kann, wird sich vielleicht gerne durch kräftige Zitate aufzurufen und zu neuem Tun aufrufen lassen.

Dr. K. Würzburger, der in einer Biographie das Wesen Pestalozzis in einem ganz neuen Lichte gezeigt hat, und als guter Pestalozzi-Kenner gelten darf, gibt uns im vorliegenden Bändchen Proben aus dem Erbeengut unseres berühmten Mit-eidgenossen. Mehr als ein Jahrhundert trennt uns von diesem, und doch muten uns seine Worte unbedingt zeitgemäß an; er bietet die geistige Kost, die wir heute wieder brauchen. Aber freilich: auch seine Tage waren durchbraust von furchtbarem Weltgeschehen, auch er empfand mit seinen Zeitgenossen den hohen Wert vaterländischer Freiheit. „Engel der Freiheit! schütze ach! Schütze den kleinen Theil Erde ewig in der Hand der Schweizer“. Dieser Aufruf setzt Würzburger an den Anfang des Abschnitts über die Freiheit. Ob er nun aber Worte wählt, die Pestalozzi an die Väter des Landes oder an die Familienmutter in der Wohnstube richtet, sie alle sind auf den Grundton echter Frömmigkeit abgestimmt, die sich im Tun des täglichen Lebens auswirkt.

Die Übersichtlichkeit in der Anordnung, schöner, klarer Druck, passende Zeichnungen von Hans Richard Benz und schließlich ein Faksimile aus einem Entwurf von „Lienhard und Gertrud“ ergänzen das Büchlein zu einem harmonischen Ganzen.

M. Greiner.

Guy de Pourtales, La Suisse. Terre de liberté et d'hospitalité. Kundig, Genève, 1941.

Ein halbes Jahr vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges hielt Guy de Pourtales einen Vortrag in Paris: La Suisse, terre de liberté et d'hospitalité. Dieser Vortrag ist nun als Heft Nr. 2 der Sammlung „Pages Suisses“, einem unserer „Tornisterbibliothek“ entsprechenden, welschschweizerischen Unternehmen, erschienen.

Gérard Buchet's von Herzen kommende Einleitungsworte: „Reconnaissance à Guy de Pourtales“ machen uns mit der menschlichen Haltung des Dichters vertraut, dieses Dichters, der Schweizer und Franzose zugleich war.

Da Pourtales stellt dem so oft missbrauchten und entwerteten Schlagwort, Montaigne's Formel der echten Freiheit gegenüber: „La vraie liberté, c'est de pouvoir toute chose sur soi“. Wahre Freiheit ist Verpflichtung. Der freieste Mensch, der freieste Staat ist auch der disziplinierteste. Ein kurzer Überblick über die Schweizerische Staatswerdung, von den Zeiten militärischer Vormachtsstellung, die nach Marignano ins Söldnerwesen überging — der Verfasser betont die Taten der Eidgenossen im Dienste Frankreichs —, bis zur unbedingten Neutralität, leitet über zum Schweizerischen Begriff der Freiheit. Für die Schweiz ist die Freiheit nichts Abstraktes, sondern ihr ganzes Dasein liegt in ihr begründet. Die Schweizerischen Landschaften schlossen sich nicht um eine ethnische, geographische oder wirtschaftliche Einheitsidee zusammen, sondern eben um diese Idee der Freiheit, die eine Wirklichkeit und kein bloßer Begriff ist. Wie die Kantone innerhalb des Bundes frei sind — der Föderalismus als Ausdruck der staatlichen Freiheit —, so ist der einzelne Bürger frei, von seinen eigenen Gedanken bis zur offenen Kritik am Staat. Der Bürger bleibt der Grundstein des Staatsgebäudes. Die Freiheit bedingt die gegenseitige Achtung in kultureller und religiöser Beziehung; aus ihr wuchs die Schweiz als Mittlerin dreier großer europäischer Nationen. „La Suisse est une plaque tournante au centre de l'immense réseau euro-

péen“. Sie muß jedoch darauf achten, daß ihre Mittlerrolle und damit ihre Freiheit nicht mißbraucht werden. Fremde Propaganda im Innern, militärische Bedrohung von Außen, machen eine Zusammenfassung aller geistigen und materiellen Kräfte notwendig, welche notgedrungen zu einem Übergewicht des Staates auf Kosten der persönlichen Freiheit führen muß. De Pourtalès warnt vor dieser Staatshypertrophie, welche den föderalistischen Grundgedanken und damit die Eigenart, die Mannigfaltigkeit unseres Landes zerstört. Wenn dieser Grundgedanke verschwindet, dann wird die Schweiz aufhören, eine kleine Welt zu sein, sie wird nur noch ein kleines Land sein.

Aus ihrer kulturellen Mittlerrolle heraus, ist die Schweiz auch das Land der Gastfreiheit. „Terre de liberté et d'hospitalité, l'un ne va pas sans l'autre.“ Der Verfasser zählt all die verfolgten Menschen auf, die in der Schweiz ihren Zufluchtsort gefunden haben und gelangt zu dem Werk, worin Schweizerische Gesinnung ihren edelsten Ausdruck fand, dem Roten Kreuz. Er spricht auch von einer besonderen Form der Gastfreiheit, der Fremdenindustrie mit all ihren Licht- und Schattenseiten. Darf man diese „Industrie“, diese „Hotelschweiz“ mit ihren zu sauberen Städten, ihren elektrifizierten Landschaften wirklich verachten, wenn man bedenkt, wie viele Menschen hier Heilung ihrer Leiden gefunden haben? — Dann wendet er den Blick auf jene andere Schweiz, die der flüchtige Besucher nicht kennt, jenes Fleckchen Erde inmitten der waadtändischen Reben, wo Guy de Pourtalès seine letzten Lebensjahre verbrachte und wo er zur ewigen Ruhe gebettet ist. Es ist die Schweiz des Bauern im Kampf mit dem Boden. Jene Landschaft am See, in der Himmel, Berge und See in lichtem Blau und Gold verschwimmen, in der man Freiheit atmet. Und am Abend künden die Höhenfeuer und die alten Lieder von Glaube, Hoffnung und Liebe.

Wie bereits erwähnt, hielt der Dichter diesen Vortrag im Februar 1939 vor einem französischen Publikum. An manchen Stellen tritt daher eine, nach unserem Empfinden, allzu betont französische, beinahe chauvinistische, Betrachtungsweise zu Tage. Der oft leicht polemische Ton wirkt störend. Dort, wo jede Polemik und Tendenz verschwindet, wo der Dichter allein spricht, dort spüren wir die große, echte Liebe, die Guy de Pourtalès mit unserm Land verband. Nach dem, was in den vergangenen zwei Kriegsjahren geschehen ist, wirkt jedoch manche Äußerung des Verfassers als Anachronismus.

Guy de Pourtalès hat uns aber, und dies ist das Wesentliche, unseren innen- und außenpolitischen Weg durch das heutige Völkerringen und unsere Mission vorgezeichnet. Trachten wir danach, diese Mission zu erfüllen. Lassen wir auch nicht die Freiheit zu einem leeren Schall werden, denn „la vraie liberté, c'est d'abord de pouvoir toute chose sur soi“.

C. Theodor Gossen.

Ammira la tua Patria. Pagine per il popolo svizzero, pubblicate per incarico dell' Ufficio nazionale Svizzero del Turismo da Adolf Guggenbühl e Giuseppe Zoppi. Zurigo 1941.

Es handelt sich um die italienische Ausgabe der gleichzeitig erschienenen „Gang, lieg d'Heimat a“ und „Va, découvre ton pays“*). Diese drei Sammlungen sind aus dem gleichen Geiste heraus erdacht worden, zur Ehrung des 650. Jahrestages der Gründung der Eidgenossenschaft. Dasselbe Titelbild und dieselben Illustrationen schmücken die kleinen, geschmackvollen Büchlein.

Von der Geschichte des Landes ausgehend, gelangt man zur Schönheit der Landschaft, zu Sitten und Traditionen und skizziert den großen Beitrag, den unser kleines Land an die europäische Kultur in den verschiedensten Gebieten geleistet hat und noch leistet. Abgesehen vom gemeinsamen Ziel, erfüllt jede der drei Ausgaben die Aufgabe, die Eigenart ihres Sprach- und Kulturrumes darzustellen und den Mitgenossen zu vermitteln. An gleicher Stelle findet man im deutschen Text Meinrad Lienert, im französischen René Moraz und im italienischen Valerio Abbondio.

Wenden wir uns der italienischen Ausgabe zu, so bemerken wir, außer den vielen Bekenntnissen zur Heimat der Tessiner, eine interessante Sammlung von

*) Vergl. Dezemberheft 1941, Seite 492.

Auflerungen namhafter italienischer Persönlichkeiten aus allen Jahrhunderten. Es wird manchen Leser verwundern, daß der berühmte Humanist Poggio Bracciolini im Jahre 1416 in sehr anschaulicher Weise die Bäder von Baden beschreibt, die er anlässlich seiner Reise zum Konstanzer Konzil besuchte. Enea Silvio Piccolomini (1405—1464), der Papst, der die Basler Universität stiftete, bewunderte die schönen Häuser und guten Sitten der Basler. Machiavelli (1478—1527) sprach von den Schweizern als „Svizzeri armatissimi e liberissimi“, und der Historiker Francesco Guicciardini (1483—1540) röhmt die Tapferkeit der Eidgenossen in der Schlacht von Novara. Wir hören, daß der Dichter Aleardo Aleardi (1812—1870) seiner Frau vom Bierwaldstättersee aus begeistert schreibt und ihr eine Blume schickt, die er auf dem Rütli gepflückt hat. Der Dichter Ugo Foscolo, ein glühender Patriot, der aus politischen Gründen in die Schweiz auswandern mußte (1814), bittet zu Gott, daß Er die heilige Eidgenossenschaft der Schweizer Republiken beschütze.

Zum Schluß mögen die Worte Mazzinis (1805—1871) den Sinn dieser Sammlung literarischer und künstlerischer Kleinodien zusammenfassen: „Seit dem 1. Januar 1308 besitzt jenes kleine Volk weder Herrn noch König. Über fünf Jahrhunderte sind es her, daß auf den Alpenhöhen, einzig in Europa, von neidischen und eroberungssüchtigen Monarchien umgeben, ein republikanisches Banner weht, als Ansporn und Omen für uns Alle. Karl V., Ludwig XIV., Napoleon vergingen; jenes Banner blieb unbewegt und heilig. Darin liegt ein Versprechen des Lebens, das Pfand einer Nation, die seinem Untergang geweiht ist.“

Renata Gossen-Eggenfischer.

Hans Rudolf Schmid: Front-Rapport. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1940.

Hauptmann Hans Rudolf Schmid wurde nach den ersten Wochen schweizerischen Aktivdienstes ins Armee-Hauptquartier befohlen, wo er die Einrichtung und die Leitung des Pressebüros zu übernehmen hatte. Zu Mitarbeitern bestellte er namhafte Schriftsteller, die von ihrer Einheit abkommandiert werden und später wieder zu ihr zurückkehren. Jedem fällt eine besondere Aufgabe zu, sodaß der persönlichen Initiative weitester Spielraum gewährt ist. Das Pressebüro im Armee-Hauptquartier, dem auch ein Photoatelier angegliedert ist, versieht die Funktion einer militärischen Propagandastelle, indem es die Öffentlichkeit über die Organisation unserer Armee, über die Arbeit und den Geist der Truppen unterrichtet. Hunderte militärischer Betrachtungen und Abhandlungen, die seit der Mobilmachung 1939 in den schweizerischen Tageszeitungen erschienen sind, stammen aus dem Pressebüro im Armee-Hauptquartier.

Nach einem Jahr Aktivdienst band Hans Rudolf Schmid seine Aufsätze zu einem bunten Strauß zusammen und gab sie unter dem Titel „Front-Rapport“ in Buchform heraus. Auf seinen Fahrten zu Truppenübungen hatte der Verfasser Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen und zu Gesprächen mit hohen Offizieren, bis hinauf zum General. Aus eigener Anschauung berichtet er von der Arbeit der Grenztruppen, von den Hochgebirgssoldaten, vom Übertritt französischer Truppen in die Schweiz, von der Schweiz ohne Wegweiser, von den Radfahrern, von Armeekorps-Manövern, von der Offiziers-Erziehung usw. Er schreibt in frischer, bildhafter Sprache und als einer, der genau weiß, was er seinen Lesern verraten darf und was nicht. Das dokumentarisch auch für spätere Zeiten außerordentlich interessante Buch ist ein Niederschlag des Erlebnisses des Aktivdienstes und möchte, wie im Vorwort zu lesen ist, dem Frontrapport des Feldweibels in einem Punkte zur Seite gehen: im Forschen nach dem wirklichen Bestand. Darüber hinaus will das Buch mitwirken an der Stärkung der Herzen, an der Befestigung jener inneren Front, an der wir alle stehen, bewaffnet oder unbewaffnet, und unüberwindlich standhalten wollen als Soldaten des Vaterlandes. Der sonst recht zuverlässig gehaltene „Front-Rapport“ klingt in eine ernste Mahnung an das Hinterland aus:

„Man sollte bei den Zivilisten, besonders bei den Politikern, etwas mehr darüber nachdenken, was ein Jahr Aktivdienst (heute sind es zweieinhalb Jahre) für unsere Mannschaften bedeutet. Mancher einfache Soldat hat heute mehr staatsmännischen Verstand als die routiniertesten Intriganten. Im Militärdienst verlangt man Willenskraft und Mannschaft, Offenheit und Mannhaftigkeit — denn ohne diese Tugenden gibt es keine Disziplin und keine Schlagkraft. Doch was nützen

diese Früchte soldatischer Erziehung einem Soldaten, der aus der klaren Welt des Manneswertes und der Kameradschaft zurückkehrt in die Welt der unbestimmten Versprechungen, des wankelmütigen Argwohns, der billigen Schlauheit und des Duckens und des Kampfes um das Geld? Im Militärdienst hat man Kameraden um sich, höhere, gleichgestellte, untergebene, Kameraden, die alle einander helfen, die gemeinsame, große Pflicht zu tun. Im Zivilleben hat man in erster Linie Konkurrenten. Langsam gleicht man sich an, taucht wieder unter in den Geschäften des Zivillebens, schafft weiter, wo man aufgehört hat, oder fängt von vorne an. Da und dort regt sich die Erkenntnis, daß der heimgekehrte Soldat Kameradschaft nötig hat. Da und dort beginnt man zu begreifen, daß nicht die Geldwerte, sondern die Menschenwerte über die Zukunft unseres Volkes bestimmen werden. So wollen wir Soldaten auch im Zivilleben einen neuen, frischen, mächtigen, ja hinreißenden soldatischen Geist verbreiten, unsere Pflicht als Bürger und Menschen jederzeit zu erkennen und auch zu tun. Wenn aber der General uns ruft, so sind wir schleunigst wieder da."

Otto Zinnier.

Musy: La Suisse sur le plan international. Verlag Paul Richéme, Neuchâtel 1940.

Es handelt sich in dem vorliegenden Heft um Vorträge, die alt-Bundesrat Musy — auf Einladung der italienischen und belgischen Regierungen — in Rom, Mailand und Brüssel im 1. Quartal 1940 hielt.

Die Schweiz nimmt unter den europäischen Großmächten eine Sonderstellung ein. Sie wird von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Hier möchte ich vorerst das geschichtliche Moment hervorheben.

Im Ringen um die slawische, germanische oder gallische Vorherrschaft in Europa und im Osten, im kolonialen Konflikt mit den Angelsachsen, in der christlichen Sedung der Kreuzfahrer oder im religiösen Streit beider Kirchen, ... es gab ein ewiges Auf und Nieder, eine Zeit der Wiederherstellung und eine Zeit der Zerstörung.

Unsere Selbständigkeit wurde 1394 von Österreich, 1648 vom deutschen Reich anerkannt und 1815 nochmals bestätigt. Musy erblickt in der Schlacht von Marignano (1515) den Anfang der Neutralität. Nach dieser Niederlage haben unsere Vorfahren auf jede Eroberung verzichtet. Somit erbringt der Autor den Beweis, daß wir, trotz sechsmaliger Siege im XIV. und XV. Jahrhundert, unsere Grenzen bis zur Gegenwart nicht überschritten haben.

Musy wirft die Frage auf, wieso es möglich sei, daß seit sechs Jahrhunderten ein Zusammengehörigkeitsgefühl bestehe, trotz verschiedener Rassen, Sprachen und Konfessionen. Der tiefe Grund des helvetischen Geistes liegt weder in der politischen noch in der moralischen Ordnung, vielmehr waren die Schweizer durch eine metaphysische Gemeinschaft verbunden: die Christenheit. „Wenn wir uns spalten“ — sagt Musy — „oder verschiedenen Konfessionen angehören, finden wir immer wieder zurück in der gleichen Religion: im Glauben an das Kreuz.“

Musy hat den spanischen Bürgerkrieg miterlebt. Der Begriff „Freiheit“ ist nicht zu verstehen im Missbrauch der Gesetze, in politischen Ausschreitungen, sondern in der Erfüllung von Pflichten und Verantwortlichkeiten. Gegenüber den anderen Staaten steht die Schweiz in einem politischen Ausnahmeverhältnis. Aber an dem Tag, an dem sie ihre Tradition aufgäbe, würde dies einen Zusammenbruch der Nation zur Folge haben.

Musy behauptet mit Recht, daß die Schweiz, zufolge ihrer geographischen Lage, wirtschaftlich nur durch internationale Handelsbeziehungen lebensfähig ist: Wohl können wir die Felder mit Getreide intensivieren, unsere Kornerträge steigern, wohl ist eine teilweise Urbarmachung des Odlandes durch Korbweidenkultur, Lupinen usw. möglich, aber die Einführung autarkischer Maßnahmen würde für uns schwere Folgen haben.

Die Broschüre Musy's muß zufolge ihrer Sachlichkeit und übersichtlichen Darstellung wärmstens empfohlen werden.

Robert-E. Du Pasquier.

Neuerscheinungen theologischer und religiöser Literatur.

I.

Die Erzählung vom Sterben des Mani von Dr. J. W. Ernst, Verlag Rudolf Geering, Basel 1941, enthält die Rekonstruktion und Übersetzung eines im Jahre 1930 in Ägypten gefundenen manichäischen Textes in koptischer Sprache. Der Text, anscheinend ein Augenzeugenbericht, erzählt das Schicksal Manis (gest. 276 n. Chr.) und der von ihm begründeten Religion in den ersten 20 Jahren nach dessen Tod. Bei der starken Verderbtheit des Fragmentes lässt sich zwar schwerlich ein wissenschaftlich gesicherter Text herstellen, aber die der Übersetzung beigefügten Annahmen werden doch die weitere Forschung über den von der alten Kirche hart verfolgten Manichäismus fördern. Eine dem Text vorangehende Einleitung in Manis Werk ermöglicht auch dem Nicht-Fachmann das Verständnis der poetisch schönen Erzählung. Allerdings mutet die stellenweise synkretistische Betrachtung der manichäischen Lehre recht seltsam an. Schon der Kampf des Kirchenvaters Augustin gegen den Manichäismus, dem er selbst eine Zeitlang anhing, müsste das Prädikat „christliche Geistesbewegung“ unmöglich machen. — Unter dem Titel **Glaube und Politik** veröffentlicht Gottfried Kunze in Eugen Diederichs Verlag, Jena 1938, eine Betrachtung zur Idee des Deutschen Ordens. Sie setzt die Kenntnis der Geschichte des Ritterordens voraus und berücksichtigt die geschichtlichen Fakten nur insoweit, als sie notwendiger Ausfluss der inneren Struktur des Ordens sind. Das Problem, das in der Idee des geistlichen Ritterordens zum Ausdruck kommt, ist die Spannung zwischen Hingabe an Gott und Notwendigkeit des politischen Handelns in dieser Welt. Die Überbrückung, die diese Spannung im hervorragendsten Vertreter des Ordens, in Hermann von Salza, gefunden hat, ist für unsere Zeit, in der dasselbe Problem wieder aufgebrochen ist, nicht nur von historischem Interesse. — Als erstes Heft einer Schriftenreihe „Religion in dieser Zeit“ erschien aus der Feder des Juden Hans Joachim Schoeps eine Abhandlung unter dem Titel **Der moderne Mensch und die Verkündigung der Religionen**, Vortrupp-Verlag, Antwerpen 1939. Der Verfasser will im Zeichen „einer neuen ökumenischen Gesinnung“, die Protestant, Katholiken und Juden verbinden soll, die Frage beantworten, ob und wie der moderne Mensch, dem das Wort der Bibel fremd geworden ist, von der Offenbarung Gottes erreicht werden kann. Zu diesem Zweck zeichnet Schoeps eine beachtenswerte, wenn auch einseitig an Nietzsche, Heidegger und Ernst Jünger orientierte Phänomenologie des modernen Menschen. Auch dieser neue Mensch mit seinem neuen Lebensgefühl ist von der Verkündigung der Offenbarungsreligionen ansprechbar, namentlich angesichts des Todes, wo ihm seine Vereinzelung bewusst wird und die Frage nach dem Sinn des Lebens aufbricht, aber auch angesichts der Schuld. Diese Ausführungen dringen aber doch nicht bis in die letzten Tiefen vor, zumal zwischen jüdischer und christlicher Verkündigung überhaupt kein Unterschied herausgearbeitet ist. Die biblische Botschaft wird spekulativ und gesetzlich missverstanden (das typische Missverständnis des philosophischen Idealisten!). Beachtenswert ist der „illusionsfreie Ausblick“, der für die Kirche eine Zeit der neuen Katakomben vor der Tür stehen sieht. — Den gleichen Gegenstand behandelt **Gerardus van der Leeuw** in seinem Werk **Der Mensch und die Religion**, Haus zum Falken Verlag, Basel 1941. Der bekannte niederländische Theologe bezeichnet seine neueste, sehr beachtenswerte Arbeit als einen anthropologischen Versuch. Hier wird in Anlehnung an Jaspers, Scheler und Heidegger mit philosophischer Gründlichkeit um das Verständnis des schuld- und todversal- lenen Menschen gerungen. Der Verfasser geht nicht den zu nichts führenden Weg, den Menschen aus sich selbst heraus verstehen zu wollen. Er versteht ihn von Gott her, und das heißt in seiner Geschöpflichkeit. Infolge seiner Trennung von Gott befindet sich der Mensch in einer verlorenen Existenz, erkennt sich selbst nicht und kann nicht zu sich kommen. Das ist erst wieder möglich, wo der Mensch durch den *Creator spiritus* wiedergeboren ist. Es kann darum nur eine Anthropologie des wiedergeborenen Menschen geben, eine Erkenntnis, die es verdient, als Gemeingut in die Philosophie einzugehen. Eine reichliche Verwertung von religionsgeschichtlichem Material zeigt eindrücklich, wie in den Mythen der Religionen ein allerdings gebrochener Kern Wahrheit schlummert. — Das Werk **Die Kirche Christi und die Welt der Nationen** mit Beiträgen von Lord Rothian, A. Zimmern, Prof. Max

Huber, W. Menn, O. Piper u. a., **Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1938**, von der Forschungsabteilung des ökumenischen Rates für praktisches Christentum herausgegeben, enthält Aufsätze aus der Feder namhafter Theologen, Juristen und Volkswirtschaftler zum Problem „Kirche und Nationen“, das die Weltkirchenkonferenz von Oxford im Juli 1937 beschäftigt hat. Mit großer Umsicht werden wirtschaftliche und geistige Ursachen des Krieges aufgezeigt, und tastend werden Wege zu ihrer Beseitigung gesucht. Die vorliegenden Studien haben zwar den Ausbruch des neuen Weltkrieges nicht verhindern können, sind aber gerade heute wieder besonders aktuell als Beitrag der Kirche zur Schaffung einer neuen Friedensordnung. — Walter Rigg zeichnet in dem Buche **Kirchliche Reaktion**, **Verlag Paul Haupt, Bern 1939**, mit innerer Anteilnahme das tragische Leben Michael Baumgartens, eines heute vollständig vergessenen Theologen des 19. Jahrhunderts. Tragisch ist dieses Leben darum, weil Baumgarten, eine geistdurchwirkte Persönlichkeit, dem starren, reaktionären und eine sture Orthodoxie verkörpernden Kirchenregiment Aliesoths in Mecklenburg zum Opfer fiel. Man fragt sich, ob nicht gerade dieser Ungeist der damaligen mecklenburgischen Landeskirche an der heutigen Verflechtung von evangelischer Botschaft und fremder Ideologie eine entscheidende Schuld trägt. Von hier aus gewinnt Riggs Buch eine unmittelbare Gegenwartsbedeutung. Weniger eindrucksvoll ist allerdings die Parallele zur Gegenwart, wobei der Verfasser wohl in erster Linie schweizerische Verhältnisse im Auge hat und die sog. dialektische Theologie mit ihrem starken, im göttlichen Wort begründeten „Objektivismus“ ohne Weiteres mit kirchlicher Reaktion gleichsetzt. — Vom gleichen Autor liegt ferner vor: **Hermann Küppers Vermächtnis**, Heft 3/4 der Schriftenreihe „Religiöse Gegenwartsfragen“, **Verlag Paul Haupt, Bern 1941**. Es mag sein, daß Gestalt und Werk des einstigen Zürcher Pfarrers Hermann Küpper (1863—1931) allzuräsch der Vergessenheit anheimgefallen sind. Walter Rigg macht darum den Versuch, Küppers Ringen um den lebendigen und wirklichen Gott unserer Gegenwart wieder verständlich zu machen. Der äußere Lebensgang dieser umstrittenen Persönlichkeit ist mit keinem Wort erwähnt. Es geht dem Verfasser ausschließlich darum, ob Küpper die schöpferische Kraft besaß, in der Krise der modernen Welt den Weg zu weisen. Rigg bejaht diese Frage und stützt seinen Standpunkt mit reichen Belegen aus Küppers Werken. Man kann dem Autor dankbar sein, daß er die theologischen und religiösen Strömungen von heute mit Küppers Gedankenwelt konfrontiert. Jedoch wäre es der Sache dienlicher, wenn Rigg auf seine oft allzu menschliche Polemik gegenüber dem neuen theologischen Denken verzichten würde. Oder wird uns etwa die Gestalt Küppers vertrauter, wenn der Bruch zwischen ihm und Karl Barth mit „unverkennbaren Rivalitätsgefühlen“ des letzteren erklärt wird? — Joseph Lork: **Die Reformation in Deutschland**, **Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1939**. Dieses großangelegte zweibändige Werk eines katholischen Theologen ist in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Es will nicht in erster Linie der Geschichtswissenschaft dienen, auch nicht der Polemik, sondern dem ökumenischen Gespräch der Kirchen. Man darf dankbar anerkennen, daß der Verfasser seine Absicht weitgehend verwirklicht und ein Werk geschaffen hat, das dem innersten Ansiegen der Reformation gerecht zu werden versucht. Die religiöse Wurzel in Luthers Reformation, das Ringen um den gnädigen Gott und um die alleinige Geltung dieses Wortes, steht in einem gutgezeichneten Kontrast zur schwankenden und unverbindlichen Haltung des Humanisten Erasmus und der Gleichgültigkeit und Laxheit der überwiegenden Mehrheit des damaligen katholischen Klerus. Weiterhin ist das Werk mehr als eine Stoffsammlung oder Darstellung der historischen Ereignisse. Der Autor versucht, die in der Reformationszeit wirksamen geschichtlichen Kräfte zu erfassen und darzustellen. Das ist eine große Leistung. Man wird und muß natürlich vom protestantischen Standpunkt aus allerlei gegen das Werk einwenden: Die Berechtigung und Notwendigkeit der Reformation, insbesondere der 95 Thesen Luthers über den Ablass, wird nirgends an der Bibel geprüft, sondern nur am katholischen Dogma. Als Katholik kann Lork das reformatorische Prinzip, wonach die hl. Schrift alleinige Quelle und Norm des Glaubens ist, nicht anerkennen. Dieses Schriftprinzip erscheint ihm ganz als Quelle eines unheilvollen Subjektivismus. Unnötig zu sagen, daß der Protestantismus nie auf das Schriftprinzip verzichten kann. Schließlich vermißt man eine auch nur einigermaßen zutreffende Darstellung und Würdigung

Zwinglis, der doch auf die Reformation in Süddeutschland einen großen Einfluß ausübte. Wenn Vortz über den Zürcher Reformator das Urteil fällt: „Es war zu viel Aufklärung in ihm“, so ist das ein Fehlurteil, das der Verfasser hoffentlich in der nächsten Auflage seines Werkes berichtigen wird. Trotz diesen Mängeln wird dieses Buch auch in protestantischen Kreisen Freude hervorrufen, weil es vielleicht die erste katholische Darstellung der Reformation ist, die ihr Entstehen dem Geist der Liebe und der Sehnsucht nach Einigkeit verdankt. — Von Prof. Emil Brunner liegen drei Werke zur Besprechung vor: **Das Gebot und die Ordnungen, Entwurf einer protestantisch-theologischen Ethik**, 3. Auflage, Zwingli-Verlag, Zürich 1939. Brunners Ethik ist ohne Zweifel eines der grundlegendsten Werke, die uns die Theologie seit Jahrzehnten geschenkt hat. Bisher hatte der Protestantismus der von ihm abgelehnten katholischen Käsiistik keine gutfundierte, biblisch-reformatorische Ethik gegenüber zu stellen. Diesen Mangel hat Brunner durch sein erstmalig 1932 erschienenes Werk beseitigt. Der Verfasser geht vom reformatorischen, lange Zeit nicht mehr ernsthaft durchgeföhrten Grundsatze aus, daß die Ethik, die Lehre vom rechten Handeln, keine selbständige wissenschaftliche Disziplin sein könne, sondern lediglich ein Teil der Dogmatik. Dementsprechend steht denn auch die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben im Mittelpunkt des ganzen Werkes. Von hier aus fällt dann auch Licht auf die umfassenden Ordnungen, in die der Mensch hineingestellt ist: Familie, Staat, Wirtschafts-, Kultur- und Glaubensgemeinschaft. Da in der Frage: „Was sollen wir tun?“ seit Jahrzehnten unter Christen und Nichtchristen, Philosophen und Politikern, Wirtschaftsführern und Arbeitnehmern eine heilloße Verwirrung herrschte, ist Brunners Werk dazu bestimmt, in der Auseinandersetzung mit philosophisch-idealistischen und materialistischen Denkformen den rechten Weg zu weisen. — Das Büchlein **Bausteine geistigen Lebens**, Worte aus Werken von Prof. Emil Brunner, zusammengestellt von E. H. Müller-Schürch, Zwingli-Verlag, Zürich 1939, das zum 50. Geburtstag der führenden Persönlichkeit der Zürcher Kirche erschien, enthält eine Sammlung kterniger Zitate aus Brunners Werken. Dem theologisch ungeschulten Leser wird hier eine gute Auswahl geboten. Es sind lauter Fundamentalsätze, die zum Nach- und Weiterdenken zwingen. Was Brunner z. B. über Sünde, Glaube, Liebe, Staat, Seelsorge u. a. sagt, wird sich kaum mehr fürzter und treffender ausdrücken lassen. Wer sich mit den Gedanken Brunners vertraut machen will, ebenso wer Antwort auf die Grundfragen des menschlichen Daseins sucht, findet hier eine wertvolle Hilfe. — Sodann nennen wir **Die Mitte der Bibel**, Predigt über 2. Kor. 5, 17—21, Zwingli-Verlag, Zürich 1938. Es sind nun mehr als drei Jahre her, seitdem Prof. Brunner von der Fraumünstergemeinde Abschied genommen hat, um vorübergehend einem Ruf nach Amerika Folge zu leisten. Seine damalige Abschiedsrede, in der er seinen Hörern im Anschluß an 2. Kor. 5, 17—21 die Zentralbotschaft der Bibel eindrücklich vor Augen stellt, ist, kurz nachdem sie gehalten wurde, im Druck erschienen und hat auch heute noch nichts von ihrem Gewicht eingebüßt. Denn hier geht es um das größte, weil einmalige Geschehen der Versöhnung des Menschen mit Gott in Christus und den aus diesem Geschehen resultierenden neuen Stand des Menschen. Man möchte diese Predigt allen denen empfehlen, die das unverbindliche Reden in der Kirche satt haben und nach einer klaren Auslegung der biblischen Botschaft verlangen.

Edwin Künnli.

Arzt und Soldat.

Oberstdivisionär Dr. Eugen Bircher: Arzt und Soldat. Eine psychologische Betrachtung. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1941.

Schon nach Jahresfrist ist eine zweite Ausgabe notwendig geworden. Diese Tatsache allein sagt mehr, als eine kurze Buchbesprechung darlegen könnte. Sehe ich recht, so ist es nicht in erster Linie der sachliche Inhalt, welcher dieser Schrift ein besonderes Gepräge gibt, sondern ihr persönlicher Gehalt, der uns den Verfasser lebendig vor Augen stellt. Bircher, dessen Persönlichkeit im Geleitwort von Prof. Dr. von Seemen in Graz treffend skizziert wird, ist ein selten univer-seller Geist, von welchem immer eine Fülle von Unregungen ausströmt. Und so wird bei der Lektüre seiner Schrift der Wunsch geweckt, doch recht viel Zeit zur

Vergütung zu haben, um das, was der Verfasser bietet, gründlich überdenken und verarbeiten zu können. Bircher feierte kürzlich seinen sechzigsten Geburtstag. Die Glückwünsche sind erfüllt von einer tiefen Dankbarkeit für die wertvollen Gaben des Geistes, die er uns allen je und je in so reichem Maße geschenkt hat.

Gustav Dänicke.

Kriegsbücher.

Franz Marc: „Briefe aus dem Felde“. Rembrandt Verlag, Berlin 1941.

Franz Marc fiel am 4. März 1916 während des Angriffes auf Verdun als Leutnant der Landwehr und Führer einer Artillerie-Munitionskolonne. Seine Briefe aus dem Felde sind in einem hübschen Bändchen zusammengefaßt worden; eine Reihe der Werke des Künstlers sind ihm eingefügt.

Marc war Künstler, Soldat nur nebenbei. In vielen seiner Briefe zeigt sich eine scharfe Trennung des Künstlers von seiner soldatischen Umgebung. Wie eine Spaltung geht es durch den ganzen Band. In ihnen lebt der Künstler, der am Rande gleichsam, die kriegerische Umgebung streift, in die ein gewolltes Schicksal (Marc war Kriegsfreiwilliger) ihn gestellt hat. Und doch ist Marc die tiefe Wandlung, die das Erlebnis des Krieges im Menschen hervorruft, bewußt gewesen. Er begriff, daß eine neue Welt im Entstehen begriffen war, die derjenigen der Vorkriegszeit nimmer entsprechen konnte. Seiner Natur gemäß hätte er sie in Farben zum Ausdruck bringen wollen. Es war ihm nicht vergönnt. — Marc's Werk wird manchem verständlich werden, der in den Briefen den edlen, liebenswerten Menschen kennen lernt.

Gunnar Johansson: „Wir wollen nicht sterben“. Verlag Rascher, Zürich u. Leipzig 1942.

Ein finnischer Fähnrich der Reserve erlebt den russisch-finnischen Winterkrieg 1939/40. Die anspruchslose Tapferkeit des Frontsoldaten, der Schwächen unterdrückt und Heldentaten vollbringt, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu werden, leuchtet aus jeder Seite; Geist des Kämpfers, der in Kälte und Nacht, gegen ungeheure Überlegenheit und tapferen Feind erbarmungslos tötet und stumm zu sterben weiß.

Das Buch ist aber auch geschaffen, uns das Fühlen eines nüchternen und aufrichtigen Volkes, das frei sein will und für seine Freiheit mit Taten opfert, noch näher zu bringen. Es wird auch ganz allgemein zum Verständnis des Kampfes im Osten beitragen. Schließlich enthält es manche Einzelheiten, deren aufmerksame Verfolgung der Gefechtsausbildung unserer Infanterieeinheiten nützlich sein wird. Wer nicht als Soldat zu fühlen versteht, liest es besser nicht, das Grauen wird ihn überfallen. Unsere jungen Offiziere, alle Soldaten aber, sollen es lesen, denn so ist der Krieg.

Johanssons Buch wird seinen Lauf nehmen wie einst Jüngers Stahlgewitter.

G. Züblin.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Arns, Karl: Grundriß der Geschichte der Englischen Literatur von 1832 bis zur Gegenwart. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1941. 235 Seiten, Fr. 9.50.

Brühlmeier, Beat: Vom Zivilisten zum Soldaten. H. R. Sauerländer, Aarau 1942. 40 Seiten.

Fink, Paul: Französische Gewissensforschung. Sonderabdruck aus „Nationale Hefte“ September-Dezember 1941. Verlag „Nationale Hefte“, Zürich 1942. 40 Seiten.

von Frauenholz, Eugen: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Entwicklungsgeschichte des Deutschen Heerwesens, 5. Band. C. H. Beck, München 1941. 654 Seiten.

Graber, Hans: Paul Cézanne. Benno Schwabe, Basel 1942. 318 Seiten, Fr. 16.80.

Grisebach, Eberhard: Die Schicksalsfrage des Abendlandes. Paul Haupt, Bern 1942. 340 Seiten, Fr. 12.—.

- Herold, Hans:** Praxis des Umsatzsteuerrechts. Fortsetzung und Ergänzung des Kommentars zur eidgenössischen Warenumsatzsteuer. Verlag für Recht und Gesellschaft A. G., Basel 1942.
- Herrmann, Hilde:** Bildnis der Frau im 19. Jahrhundert. Herder, Freiburg i. Br. 1941. 16 Seiten, 25 Bilder, davon 5 farbig, M. 1.25.
- Hirn, Albert:** Die Leibeserziehung bei Pestalozzi. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1941. 279 Seiten, M. 9.60.
- Jantke, Carl:** Preußen, Friedrich der Große und Goethe in der Geschichte des Deutschen Staatsgedankens. Max Niemeier, Halle (Saale) 1941. 254 Seiten, M. 9.60.
- Lindenmann, H.:** Der Islam im Aufbruch, in Abwehr und Angriff. Friedrich Brandstetter, Leipzig 1941. 84 Seiten, M. 2.20.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band III, Lieferung 1. Hallwag, Bern 1942. 52 Seiten, Fr. 1.75.
- von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl:** Das große Weltgeschehen. Band III, Lieferung 2. Hallwag, Bern 1942. 32 Seiten.
- Overkommando des Heeres:** Freiheitskämpfe in Deutschösterreich. Kärnter Freiheitskampf. Band 7. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1941. 145 Seiten, M. 4.—.
- Picot, Albert:** Mots d'ordre. Edition de la Baconnière S. A., Boudry (Neuchâtel), Fr. 3.75.
- Portmann, Adolf:** Aus meinem Tierbuch. Friedrich Reinhardt A. G., Basel. 160 Seiten, 17 Tafeln, Fr. 7.85.
- Schneider, Reinhold:** Das Antlitz des Mächtigen. Herder, Freiburg i. Br. 1941. 16 Seiten, 25 Bilder, davon 5 farbig, M. 1.25.
- Seibert, Theodor:** Das amerikanische Rätsel. Zentralverlag der N. S. D. A. P., Berlin 1941. 64 Seiten und 24 Bildtafeln, M. 1.—.
- Staender, Walther:** Im Geduldige Hof. Ein Bubenbergspiel mit Liedern aus der Zeit der Burgunderkriege. Francke, Bern 1942. 74 Seiten, Fr. 2.50.
- Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1940.** Herausgegeben vom Eidg. Statistischen Amt Bern. Birkhäuser, Basel 1942. IX, 495 Seiten, Fr. 6.50.
- Wirsing, Giselher:** Der mähnöse Kontinent. Roosevelt's Kampf um die Weltherrschaft. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1942. 473 Seiten und eine Karte, M. 7.50.

Berichtigung.

Durch eigenes Verschulden ist in meinem Aufsatz über Keller und Spitteler ein irreführender Fehler hinsichtlich des Erscheinens von „Prometheus und Epimetheus“ stehen geblieben, der hiermit berichtigt werden soll. Der erste Teil von Spittelers Dichtung ist allerdings, wie angegeben, 1880 herausgekommen, aber erst auf Weihnachten des Jahres, doch mit der Angabe 1881. Somit begannen Widmanns briefliche Bemühungen bei Keller unmittelbar nach diesem Zeitpunkt, und der darauf bezügliche Abschnitt in meinem Aufsatz (Seite 537, Zeilen 9—15) muß demnach lauten:

Wie so oft vorher schon, ist es auch diesmal Josef Viktor Widmann gewesen, der... in Gottfried Kellers Seele jenen Funken zum Erlühen brachte, dessen es damals — gerade wegen des zu erwartenden Misserfolges von Spittelers „Prometheus und Epimetheus“ (erster Teil Weihnachten 1880, vordatiert 1881) — bedurfte, um in dem unglücklichen Dichter von neuem den Glauben... wieder aufzuleuchten zu lassen.

Werner A. Krüger.